

Predigt zu Palmarum

Liebe Gemeinde!

Demonstration des Rabbiners Jesus aus Nazareth mit seinen Jüngern auf den Straßen Jerusalems zum Beginn des großen Passahfestes!

Er reitet auf einem jungen Esel einher, gefolgt von seinen unmittelbaren Anhängern. Und die Leute stehen an der Straße, reißen Palmwedel von den Bäumen, legen sie ihm zu Füßen, als würde ein König kommen und singen Hosianna.

So könnte man die Geschichte heute in einer Zeitung lesen. Die Pharisäer schienen das auch so in etwa zu deuten, denn sie urteilten: Ihr seht, alle Welt läuft ihm nach. Wir richten hier nichts gegen ihn aus mit unseren Argumenten. Und der Leser versteht: Also muss man andere Maßnahmen ergreifen.

Aber bei näherer Betrachtung sieht die Geschichte gründlich anders aus. Demonstrationen im heutigen Sinn als demokratisches Mittel der öffentlichen Meinungsbildung gehört nicht in die Welt der Antike oder Israels am Anfang unserer Zeitrechnung.

Wenn man schon so etwas wie eine Demonstration in der Zeit damals entdecken will, kann man an einen Bischof von Rom denken, an Laurentius einige Jahrzehnte später. Der Römische Senat meinte damals, die Kirche hätte große Reichtümer, und die sollte sie gefälligst der Regierung abliefern.

Daraufhin mobilisierte Bischof Laurentius alle Lahmen und Kranken, um die sich die damals noch bescheiden große Kirchengemeinde Roms kümmerte. Gemeinsam zogen sie durch die Straßen Roms hin vor den Senat: Schaut, das sind die sogenannten Reichtümer der Kirche. Wollt ihr sie haben? Ihr habt sie schon.

Der Senat damals verstand keinen Spaß, und sie töteten in ihrer Wut, bloßgestellt worden zu sein Bischof Laurentius, nach dem heute noch viele Männer sich Lorenz nennen.

Die Pharisäer in Jerusalem verstanden auch keinen Spaß, als Jesus auf dem jungen Esel zum Fest in die Stadt einritt und die Leute ihm zujubelten.

Es hatte sich herumgesprochen, dass der, der einen Toten zum Leben erweckt habe, in die Stadt zum Fest kam. Das versprach, interessant zu werden, denn so sah man die Sache mit Gott und seinem Volk: Eines Tages soll der Messias kommen, griechisch: der Christus. Ein Zeichen dafür wird sein, dass Tote zum Leben auferstehen werden.

Ob Jesus von Nazareth nun dieser Messias ist?

Die Sehnsucht danach war groß, denn das Volk Gottes erlebte sich gedemütigt unter der römischen Besatzung. Ihr König Herodes war gern Knecht der Besatzer, er war nicht wirklich einer von ihnen, und zu sagen hatte er auch kaum etwas. Mit einfacher Waffengewalt, einem gut geplanten Aufstand war gegen die mächtigen, heidnischen Römer jedoch nicht anzukommen. Doch wenn Gott, der Herr des Himmels und der Erden einschreiten würde? Mit einem Messias, der Tote zum Leben zu erwecken vermochte?

Keine vierzig Jahre später versuchten es die Tapfersten mit Waffengewalt unter Bar Kochba, das kleine Land zu befreien.

Sie hätten es nie gewagt, wenn sie nicht Gott auf ihrer Seite vermutet hätten. Es war ein Aufstand religiöser Hitzköpfe, nicht von Realisten. Das Unternehmen scheiterte jämmerlich. Erst wurde als Bestrafung ihr Tempel geschleift, dann endete das ganze Unternehmen im großen Exodus der Juden in alle Welt.

Für so eine Geschichte war Jesus nicht gekommen. In diesem Sinn war er nicht der Messias. Gott wählt andere Wege.

Johannes, der Evangelist erzählt, Jesus habe sich bei seinem Einzug in Jerusalem auf einen jungen Esel gesetzt. Er ritt auf einem Esel, für die Römer muss das kurios gewirkt haben, das konnten sie nicht verstehen.

Die Juden freilich konnten da etwas verstehen: Sacharja, der Prophet hatte so etwas verheißen. Der Messias, wenn er denn käme, sollte nicht mit Streitross und Kampfwagen kommen, nicht mit Königskleidern, sondern reitend auf einem Esel, einem Eselsfüllen. Darauf setzt man eher spielende Kinder, keinen aufständischen Helden. Es galt auf Gott zu vertrauen, nicht auf eigene Kraft.

In unser modernes Denken mag man es vielleicht so übertragen: Da kommt kein Söldnerführer oder politischer Karrierist, sondern ein Sozialarbeiter daher.

Aber die Leute jubelten und sangen: Herr, hilf uns, Hosianna! Gelobt sei, der da kommt im Namen Gottes! Er hat schon einen Toten auferweckt, jetzt wandelt sich die Zeit. Gott reicht es mit uns Menschen. Er wendet das Blatt.

Johannes zitiert also den Propheten Sacharja: Fürchte dich nicht, dein König kommt, aber reitend auf dem Füllen einer Eselin.

Aber echt ein kleiner Esel? Später war das Reittier des muslimischen Narren Nasredin auch so ein Lasttierchen. „Esel“ ist auch bei uns noch ein abwertendes Schimpfwort. Irgendwie war das alles eine skurrile Situation. Die Pharisäer sahen darin vor allem den Erfolg ihres religiösen Widersachers. Die Leute meinten, vielleicht geht jetzt der apokalyptische Befreiungsschlag los. Und die Jünger? Sie werden sich gewundert haben über ihren Rabbiner und wechselnde Gefühle gehabt haben. Die Evangelien berichten übrigens immer wieder, dass die Jünger das mit ihrem Jesus so richtig erst nach Ostern begannen zu verstehen.

Paulus schreibt an die Gemeinde in Philippi: Christus nahm es nicht als Raub, Gott gleich zu sein, er nahm Knechtsgestalt an. Dafür passt ein Esel schon.

Wir haben in unseren Kirchen diesen Widerspruch, dieses Paradox zum Greifen nah. Einerseits: Was für ein prächtiges Gebäude! Was war das einst für ein Glanz in dieser Hütte mit den Altären und ihrem vielen Blattgold! Das hier wirkte auf die Menschen aus ihren dunklen Hütten wie ein gigantisches Zauberschloss. Andererseits befand sich in der Mitte von allem ein großes Kreuzifix.

Der gekreuzigte Gott.

Vor das Osterfest ist die Karwoche gesetzt. Der König, auf den wir hoffen, trägt die Spottkrone.

Doch nicht Christus zieht hier ein, sondern wir. Christus erwartet uns hier, wir kommen zu ihm.

Wie ist uns Jesus der Messias? Christus ist ja nicht sein Nachname.

Jesus von Nazareth. Ein religiöser Prophet wie Elia oder Mohammed? Oder doch Gott und Mensch?

Paulus schreibt: *Er ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist, dass in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf der Erde sind.*

Er ist unser und aller Welt Christus, Messias, Gesalbter, Mensch und doch Gott selbst.

Der Name Jesus bedeutet vom Wortsinn übrigens in etwa das gleiche wie der Ruf „Hosianna“: Herr Gott, hilf!

Wie ist Gott König der Glaubenden, uns und noch anders auch der Welt, die in so vielem dem Guten und Hilfreichen widerstrebt?

Das genau ist die Frage, um deretwillen dieses große Haus hier steht.

Der Messias kommt auf einem Eselchen daher. Sanftmütig, demütig, mit Worten des Friedens.

Das wird immer eine große Spannung bedeuten.

Der Herr des Himmels und der Erden kommt daher ohne Gewalt und Manipulationstechnik. Kein Streitross, sondern Esel, ein kleines Lasttier. Keine Befehlsmacht, sondern Taufe.

Liebe Schwestern und Brüder!

Was hat heute die Kirche der Welt zu demonstrieren?

Nichts.

Wir sind die Jünger, die verwundert mit ihrem Herrn zusammen in die Stadt ziehen.

Gott, der Herr hat uns Zungen gegeben, wie sie Jünger, Schüler, Lernende und Hörende haben. Und wozu? Dass wir wissen, mit den Müden zur rechten Zeit zu reden.

Gott weckt unser Ohr, dass wir hören, wie Jünger hören.

So die Lesung aus dem Propheten Jesaja für diesen Tag.

Wir sollten nicht versuchen, selbst den Messias zu spielen.

So ist das nicht gemeint, wenn wir uns Christen nennen.

Wir spüren vielmehr fragend dem Wunder nach, dass Gott auf ganz andere Weise Herr ist, als die Herren der Welt es sein wollen oder müssen. Seine Macht unterscheidet sich von Manipulation, politischer Regierungsverantwortung, von Einflussnahme um einer Sache willen.

Wir singen heute hier Loblieder, obgleich es in dieser Woche das Leiden Christi und aller Menschen zu bedenken gilt.

Wir singen gegen die Welt an, gerade wenn sie tut, was sie besser nicht tun sollte.

Wir widerstehen der Versuchung, unser Heil mit Kraft und Durchsetzung zu suchen.

Wir geben uns immer wieder auch geschlagen.

Gilt es glühende Kohlen auf das Haupt unserer Feinde zu schütten? Dann tue ihnen Gutes. Stelle sie bloß.

Wir wissen ja, dass auch jetzt im Krieg der Ukraine die Schlachten nicht nur im Donbass geschlagen werden, sondern fast noch mehr und entscheidender in den Köpfen der Menschen. Wie denken die Völker über das, was dort geschieht?

Und darum wird gelogen, getäuscht, hingebogen, beurteilt, gedeutet, aber auch klargestellt, entlarvt, ins rechte Licht gerückt. Und auf diesem Gebiet verlaufen die Fronten nicht so eindeutig.

„Ich habe mein Angesicht hart gemacht wie einen Kieselstein“, sagt Jesaja. „Gott, der Herr hilft mir.“

Wenn wir Menschen nur mehr danach fragen würden, wie die Sache nicht nur aus ihrer Sicht, sondern aus der Perspektive Gottes ausschaut!

„Was würde Jesus dazu sagen?“ Mit dieser Frage im Herzen hatte Martin Niemöller eins dem Nationalsozialismus widerstanden und auch nach dem Krieg viel Widerspruch geerntet. Die einen hielten ihn im Kalten Krieg für einen Kommunisten, die anderen für einen typischen Vertreter westlichen Denkens.

Dabei ist das eine einfache Frage, die auf nichts anderes hindeutet als auf die Gebote, auf die Bergpredigt, auf die Briefe der Apostel: „Was würde Jesus dazu sagen?“ Sie weist jedoch nicht nur auf jenen Jesus aus Nazareth, der vor so langer Zeit lebte, sondern auf den Christus, den Gesalbten Gottes, auf Gott.

Und da sind wir wieder bei Johannes, dem Evangelisten, wie er uns von dem Einzug Jesu in Jersusalem erzählt.

Die Pharisäer hatten verstanden, was sie verstehen wollten. Die Leute an der Straße haben verstanden, was sie verstehen wollten.

Johannes hat seinem Fragen Raum gegeben: Die Bedeutung dieser seltsamen Szene mit dem Rabbiner auf dem jungen Esel, den jubelnden Leuten am Straßenrand, den drohenden Pharisäern, bestand in diesem Widerspruch.

Glaube ist nicht so sehr Feststellung, als vielmehr ein ganzes Bündel offener Fragen, die man besser nicht einfach beiseite schiebe.

Und so besteht auch die Bedeutung der Kirche heute nicht in dem, was die Kirche der Welt oder dem modernen Menschen zu sagen hätte, sondern in dem Widerspruch, der sich hier auftut, der Widerspruch zwischen Himmel und Erde, zwischen Gottes Wort und dem, was wir meinen, was man so meint.

Wie Bischof Laurentius dem Senat in Rom vorführte, worin der angebliche Reichtum seiner Gemeinde bestand, sollten wir den großen Widerspruch wahrnehmen zwischen Gottes Wort und dem, was wir Menschen so machen.

Und Glaube ist der Weg, mit allen Menschen guten Willens überein zu kommen, damit uns die Hoffnung nicht ausgeht. Viele, die Mehrheit der Menschen liebt. Sie tragen Verantwortung, versuchen ihr Bestes. Sie folgen ihrem scharfen Gewissen, kümmern sich um ihren Nächsten, sind demütig und sanftmütig, jagen dem Frieden nach. Sie sind Jesu Jünger auf ihre Weise, auch ohne Glaubensbekenntnis. Sie nehmen die Widersprüche wahr und handeln als Jünger Gottes. Einfach so. Liebenden brauchen Jünger Christi nichts vormachen. Doch es gibt eben auch das Andere in uns.

Alle Zungen sollen bekennen, dass Gott als Liebender der Herr ist. Das Grundgesetz der Menschen sei nicht Erfolg, Macht und Vorteil, sondern Güte, also mehr Recht geben als auf sein Recht pochen und es erzwingen.

Es geht Mit uns als Kirche nicht darum, einen Regierungswechsel im weitesten Sinn zu versuchen,

sondern die Gebote und Gottes Wort wach zu halten, damit in der Welt nicht aus Ordnungen Unordnung wird, aus Regierungsverantwortung Regierungswillkür oder aus der Sorge um das tägliche Brot gefährliche Profitmacherei.

Unsere Kirche ist nicht das stolze Streitross, sondern Esselfüllen.

Sie ist nicht der Stolz unserer Überzeugungen, sondern der Ruf: Gott, hilf. Erbarme dich unser. Wecke du uns das Ohr, auf dich wollen wir trauen, und nicht nur auf Streitross und Übermacht.

Wie sagte es der Psalm?

„Ich aber bete, HERR, zu dir zur Zeit der Gnade; Gott, nach deiner großen Güte erhöre mich mit deiner treuen Hilfe.“

Amen.

98 601 611 229

Martin Grahl, Riga St. Petri 2023